Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 44 (1940-1941)
Heft: 20

Artikel: Überraschung im Fels
Autor: Zinniker, Otto
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-671753

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 21.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Überraschung im Fels.

Von Otto Zinniker.

Ende Mai lag noch tiefer Schnee im Oberaletsch. Dann stieg ein kurzer, heißer Sommer ins abgelegene und ganz zuhinterst sich noch einmal vergabelnde Gletschertal hinauf. In wenigen Tagen waren die wundervoll gebogenen und wie zwei Schienenstränge nebeneinander verlaufenden Moränenstränge freigelegt, der Schnee schmolz weg bis in die obersten Felsen hinauf, und die Gletscher zeigten in der Aperung ihr grünlich schimmerndes Geklüft. Das Licht brach über alle Bergtore herein, es blendete, flimmerte und blitzte allerenden in millionenfacher Brechung.

Aber der heiße Sommer war bald ausgebrannt, und jetzt, Mitte September, war schon wieder Herbst im Oberaletsch. Im hilben Licht der Sonne versuchten die Grasschroffen zwar noch einmal aufzuleuchten, aber es war keine Kraft und keine rechte Überzeugung mehr darin. Die Hänge waren angegilbt, sie hatten einen Stich ins Bräunliche und Rostrote erhalten, wie fein angerauchter Meerschaum. Und bereits war schon wieder Neuschnee gefallen, der im schattigen Gefels nicht mehr zerrann.

An solch einem Tag saß Ernst Badertscher mit seiner Frau auf dem Bänklein vor der Hütte im Oberaletsch. Sie waren auf dem leichtesten Wege aus dem Haupttal heraufgestiegen und wollten auf diesem auch wieder dorthin zurück. Zum Bergsteigen war es zu spät geworden, auch trauten sie sich im beginnenden Alter keine großartige touristische Leistung mehr zu. Der einstige Draufgänger war bescheidener geworden und nahm mit stillem Beschauen vorlieb.

Einmal freilich war das anders gewesen, damals im Übermut und in der Kühnheit der Jugend. An einem Spätherbsttag vor zwanzig Jahren war Badertscher mutterseelenallein aus dem Lötschengebiet auf selten begangener Route ins Oberaletsch herübergewandert. Aus Kummer über sein Dasein, das ihm mißraten schien, wollte er etwas Außerordentliches, wild-Großartiges unternehmen. Mit brüsker Wendung hatte er der verzehrenden Atmosphäre der Stadt den Rücken gekehrt und war in die Einsamkeit hinaufgestiegen. Er saß auf demselben Bänklein wie heute und wartete einem Ende entgegen, dessen Geheimnis niemals gelüftet werden würde. Er hatte sich alles genau und folgerichtig überlegt: Dort hinten, in der Abschluß-Kulisse des Gletschertals, ragte mit silbriger Neuschneespitze das Nesthorn in den kleinen Himmelsausschnitt hinauf, der Berg, den er vor allen andern liebte und in vergeblichem Bemühen schon so oft mit Kameraden umworben hatte. Jetzt galt es den letzten, entscheidenden Versuch, einen Versuch auf Biegen oder Brechen, aber lieber auf Brechen. Kämpfend wollte er untergehen, mit Todesmut. So spät im Jahr und allein kam von dort keiner lebend zurück.

Aber das Unmögliche und Wahnwitzige wurde Ereignis. Der Berg wies das Opfer stolz von sich, und im Siegen über ihn gewann Badertscher neues Vertrauen zum Leben. Mochte später kommen, was nur immer wollte, er war gewappnet und allen Widerwärtigkeiten gewachsen. Er spürte Kraft in den Armen zum Eisenzerbrechen und hielt die Augen aufgehoben zu den Bergen, von denen ihm Hilfe kam.

Und heute war Badertscher wieder einmal im Oberaletsch. Das Pfeifchen rauchend, saß er neben seiner Frau auf dem Bänklein vor der Hütte und blinzelte dankbar zu dem Berg hinüber, der ihn auf den richtigen Weg gewiesen und ihm die Lust zum Dasein und die Liebe zu allem Schönen eingegeben hatte. Und wie gut war das, dem Nesthorn wie einem alten Bekannten, wie einem bewährten Freunde zuzunicken, weil es dichtgehalten und geschwiegen hatte über das, was den Jüngling in schweren Stunden einst bewegt. Tief fühlte sich Badertscher in seiner Schuld; aber es war eine Schuld, die nicht mit gegenständlichen Werten, sondern nur durch würdige Haltung der Heimat und ihrem Volk gegenüber abgetragen werden konnte. Der mit Neuschnee bestäubte, königlich über alles Niedrige emporragende Berg leuchtete ihm seit jener Sturmfahrt wie ein richtungweisender Stern über den Wogen des Lebens.

Hüttenwart Zermatten trat aus dem Hüttenraum auf den Auslug heraus, stocherte umständlich in seiner Pfeife, stopfte sie neu und hielt ein brennendes Streichholz darüber. Badertscher merkte sofort, daß den alten, bärbeißigen Mann ein Kummer plagte; deshalb lud er ihn ein, neben ihm Platz zu nehmen. Vielleicht, daß dann ein Gespräch in Fluß geriet. Zermatten lehnte ab und schützte wichtige Arbeit vor. Aber dann brummelte er doch in den Bart, was ihm auf dem

Herzen lag: Vor einer Stunde habe er mit dem Glas am Nesthorn zwei Touristen gesichtet, die sich im Abstieg über die Ostflanke befanden; da sie den Bergschrund noch nicht erreicht hätten, müsse befürchtet werden, daß ihnen in den steilen Platten ein Unfall zugestoßen sei; es wäre gut, wenn Badertscher dableiben würde, bis er, der Hüttenwart, über ihren Verbleib im Klaren sei.

„Selbstverständlich bleiben wir!" versicherte Badertscher den Besorgten seiner Bereitschaft. Zermatten war dessen zufrieden und machte sich drin in der Hütte wieder zu schaffen. Von Zeit zu Zeit kam er unter die Türe geschlurpt und suchte durch ein Glas die Bergflanke ab.

Fünf Uhr nachmittags, als das Hochtal bereits im Schatten lag, mahnte der Hüttenwart mit ernster Miene zum Aufbruch. Badertscher hieß seine Frau, in Ruhe und ohne Furcht auf seine Rückkehr zu warten. Dann zogen sie, wohlversehen mit Wolldecken und heißem Getränk, den zerklüfteten Gletscher hinauf, in dessen finsteren Tiefen das Schmelzwasser orgelte. Bei Einbruch der Dunkelheit erreichten sie den Bergschrund. Von Anzeichen, daß hier jemand vorbeigegangen wäre, keine Spur. Sie machten die schmalste Stelle ausfindig und schafften sich, einander sorgfältig sichernd, an den obern Rand der Spalte. Drüben entzündete Zermatten die Laterne. Schutt und Geschiebe kollerte herab, und zuweilen sprangen faustgroße Brocken pfeifend durch den kargen Lichtschein, setzten über den Bergschrund und klatschten drunten auf den Firn hinaus. „Da ist etwas nicht lauter!" meinte der Hüttenwart.

Sie hacken zur nächsten brüchigen Rippe empor. Dort fassen sie Stand, legen das Seil um feste Felsvorsprünge und raten, was tun. Zermatten betastet Griff um Griff und flucht, weil das Zeug ohne Widerstand unter seinen Händen ausbricht. Sie müssen mit ihrem Licht gesehen worden sein, denn jetzt dringt ein Ruf zu ihnen herab: „Hieher, hieher!" Und kurz darauf nochmals: „Hieher, hieher!"

„Hallo — wir kommen!" antwortet der Hüttenwart.

Sie klimmen fast außer Atem in der Richtung der Schreie, und fortwährend geht unterdessen über die Wand das Frage- und Antwortspiel: „Hallo, wo seid ihr?" — „Hier, hier, ganz in der Nähe!"

Zermatten ist um die ganze Länge des Seils voraus und muntert Badertscher immer dringender auf, die kleine Strecke doch noch so rasch wie möglich zu folgen. Endlich bleibt das Seil an den Zacken schlaff liegen, und Badertscher holt mit letzten Kräften und in äußerster Spannung auf.

„Da liegen sie", sagt Zermatten. „Einer ist verletzt." Und wie er ihm mit der Laterne ins zerschürfte Antlitz leuchtet, fährt Badertscher wie von einer Faust getroffen zurück. Ist das nicht Karl Vonhuben, Badertschers Todfeind aus der Jugendzeit? Kein Zweifel, er ist es. Welch seltsames Zusammentreffen auf dieser weltverlorenen Felskanzel, nachdem man sich einer Nichtigkeit wegen jahrzehntelang haßvoll gemieden hat! Das Nesthorn treibt einen sonderbaren Spaß mit mir, einen Spaß, der scharf nach Rache riecht, denkt Badertscher.

Vonhubens Kamerad berichtet, was geschehen ist: Im raschen Abstieg vom Nordgrat gelangten sie zu einer haushohen und nahezu senkrechten Platte. Vonhuben, der vorausging, wurde durch sein Eigengewicht im untersten Drittel aus der Wand gedrückt, er geriet ins Rutschen, schlug mit dem Kopf auf dem Felsgesims auf und blieb blutend liegen. Vier Stunden sind seit dem Unfall verstrichen, vier Stunden, die die Ewigkeit bedeuten.

Zermatten untersucht die Wunde, wäscht sie aus und verbindet sie. Mit vereinten Kräften heben sie den Verletzten in Sitzlage, befreien ihn von Seil und Rucksack, hüllen ihn, da es kalt zu werden beginnt, in die mitgebrachten Decken und geben ihm zu trinken. Da öffnet er die verschwollenen Augen und zuckt zusammen. Gleichsam durch Schleier und wie aus weiter Ferne hat er Badertscher erkannt. Er murmelt etwas, das von keinem verstanden wird, und dreht den Kopf zur Seite.

„Wir wollen dir helfen, Karl. Hörst du?" redet ihm Badertscher zu.

Unter den Anordnungen des Hüttenwarts trugen die drei den vom Blutverlust geschwächten Vonhuben über die bröckelnde Felsrippe zum Firn hinunter. Das schwierigste Stück war die Überquerung des Bergschrunds, doch als sie unter Keuchen und Aechzen endlich flacheres Gelände erreichten, ging die Bergung müheloser vonstatten. Mit verzögernden Halten, während welchen sie den Geretteten auf die Wolldecken betteten, schleppten sie sich mit ihrer Last durch das Spaltengewirr des Gletschers. Um Mitternacht hatte sich Vonhuben soweit erholt, daß er auf eigenen Füßen zu gehen verlangte. Sie waren ihm zu

Willen und stützten ihn im Schreiten an beiden Schultern. Morgens zwei Uhr betraten sie die Hütte, wo Frau Badertscher noch wachte. Ihre kundigeren Hände wuschen nochmals Vonhubens Wunde und verbanden sie besser. Dann halfen sie ihm auf die Pritsche und ließen ihn schlafen, solange er mochte.

Als er gegen Mittag erwachte, befand sich das Ehepaar Badertscher bereits auf der Rückkehr ins Tal. Auf den Abend traf ärztliche Hilfe ein, und am Tage darauf erfolgte die Überführung Vonhubens in die Heimat.

Die nächtliche Begegnung auf der Felskanzel am Nesthorn hatte ein kleines Nachspiel. Einen Monat später nämlich läutete es an der Haustüre Badertschers, und als Frau Margrit nachsehen ging, stand draußen, mit dem Hut in der Hand, Ingenieur Karl Vonhuben. Sie schritt ihm voran zur Arbeitsstube ihres Mannes. Die anfängliche Verlegenheit zwischen den einstigen Feinden wurde langsam aufgelockert und weggeschmolzen durch eine Flasche Seewein. Sie glitten in ein immer angeregteres Plaudern und Erzählen hinein, und nach dem Knallen der zweiten Flasche wagte Vonhuben den kühnen Vorstoß:

„Es ist doch sonderbar, daß ausgerechnet du mich hast vom Berg herunterholen müssen. Findest du nicht auch?"

„Sonderbar? Ich finde es im Gegenteil sehr natürlich," korrigierte ihn Badertscher. „Wer hätte es denn sonst tun sollen? Sag?"

„Ja eben! Jene andern, von denen ich glaubte, sie könnten mehr als du und seien meine Freunde. Aber es ist gut, daß du es gewesen bist."

Badertscher antwortete nicht mehr darauf, denn jedes weitere Wort wäre Überfluß und fehl am Platze gewesen. Im frohen, hellen Wissen, daß der letzte unangenehme Flecken aus seinem Leben ausgewischt war, hob er das Glas und hielt es Vonhuben entgegen.

Besuch in der Altstadt.

Lange war ich nicht bei ihnen. Das turbulente, von Ereignissen bis zum Versten angefüllte Leben der letzten Jahre ließ sie mich fast vergessen. Aber gestern, beim Anschauen einer Ludwig-Richterschen-Postkarte, die mir der Zufall in die Hände spielte, überkam es mich, Erinnerung blühte auf, ich machte mir Vorwürfe. Werden sie mich undankbar und vergeßlich schelten, Onkel und Tante?

Ich überlegte nicht mehr lange, sondern machte mich auf den Weg. Die alte Gasse verläuft noch so im Huf der innern Stadt, wie sie vor Hunderten von Jahren gebaut wurde. Rings um sie braust die moderne Zeit mit Hochhäusern und elektrischem Licht. Hier aber spinnt das Leben stiller, enger, maßvoller. Wie zu den Zeiten Gottfried Kellers. Ich durchquere ein schönes, altes Barockportal und habe vor mir den kleinen Hof. Seht an, das winzige Gärtchen ist bestellt, Salatstecklinge sind gepflanzt, grünes Suppenkraut steckt schon seine Spitzen aus der schwarzen Erde. Die gleichen Brombeersträucher an der Wand.

Der Onkel sitzt wirklich wie vor zwanzig Jahren auf der grünen Bank und liest in einem alten, wertvollen Gesangbuch. Das tat er damals schon nach dem Essen, es ist ihm auch heute noch Trost.

Links und rechts steigen geschwärzte Häuserwände an mit schiefen Fenstern, vor denen geflickte Wäschestücke baumeln. Die Sonne, die jetzt die alten Leute einhüllt, erreicht dies Stadtgärtchen höchstens für drei Stunden am Mittag. Aber die beiden sitzen da, als hätten sie einen geheimnisreichen Pakt mit dem Licht abgeschlossen.

Ach, sie erkennen mich gleich. Und der Onkel hat wie immer ein artiges Kompliment zur Hand. Keine Spur eines Vorwurfs. Teilen sie unser Leben auch nicht, vom Verurteilen sind sie gleich weit entfernt.

Der Onkel trägt den gleichen schwarzen Anzug von altmodischem Schnitt wie früher. War er damals schon alt? Als kleines Mädchen schien es mir so. Und heute umstrahlt seinen alten, guten Kopf silbriges Haar. Der Aprilwind spielt ein wenig damit.

Die Tante hat immer noch diesen guten sorgenden und verhalten musternden Blick.

Wir reden. Gleich sind wir in der Vergangenheit. Die Welt der alten Leute, ihr funkelnder Ozean, ist die Vergangenheit. Ich kann mich dagegen wehren wie ich will, gleich bin ich mit hinein verwoben. Der Onkel vergleicht mich mit dem Vater, dem Großvater. Ja, das kleine Bukkelchen über der Nasenwurzel bei mir hatte auch der sagenhafte Großvater. Winzig kleine Histörchen flattern auf, und der Alte erzählt, wobei er sorgsam die Asche vom Rock abklopft, wieder die alte Geschichte vom Großonkel Ernst, der damals